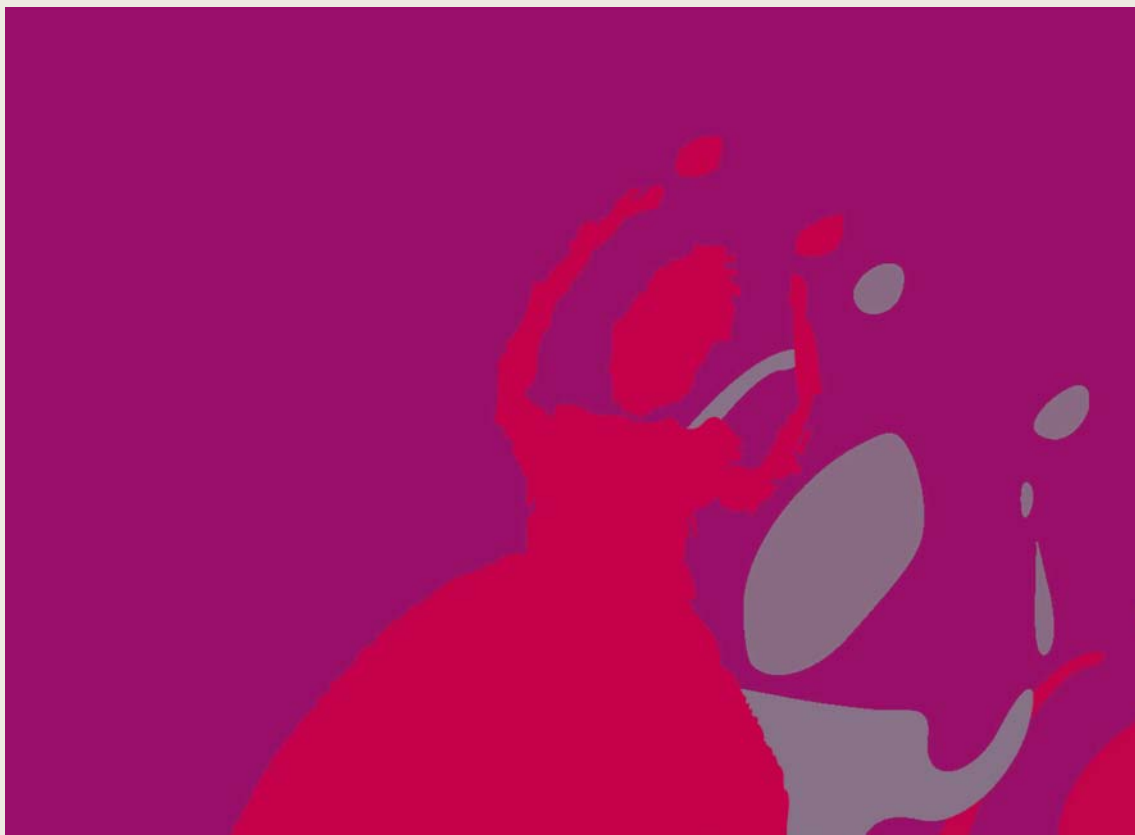


LEFÖ Wien

Sprache, Macht und Kommunikation

Wenn in Migrantinnenorganisationen die Rede ist von
Sprache und Macht - und Sprechen zur Herausforderung wird



Dokumentation des
18. LEFÖ-Bildungsseminars

Impressum

Das 18. LEFÖ-Bildungsseminar fand im Rahmen des esf/BMB-Projektes „Wie schreibt man Stereotype? Die LEFÖ-Bildungsseminare als Beitrag zu ganzheitlicher Basisbildung“ (2015-2018) statt.

Herausgeberin: Verein LEFÖ - Beratung, Bildung und Begleitung für Migrantinnen
A-1050 Wien, Kettenbrückengasse 15/II/4

Kontakt: info@lefoe.at

Web: <http://lefoe.at>

Das Urheberrecht sowie alle weiteren Autorinnenrechte liegen bei den Vortragenden.

Grafik: Helga Hofbauer

Wien 2017

BMB
Bundesministerium
für Bildung



EUROPÄISCHE UNION
Europäischer Sozialfonds

18. LEFÖ-Bildungsseminar
Sprache, Macht und Kommunikation
Wenn in Migrantinnenorganisationen die Rede ist von Sprache
und Macht - und Sprechen zur Herausforderung wird

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	5
Renate Blum	
Einführung ins Thema	10
Vlatka Frketić	
Überlegungen zu Sprache und Sprachhandeln aus einem Vortrag	17
Leah Carola Czollek	
Über Privilegien und Teilhabemöglichkeiten	22
Ivana Pilić	
Über Entunterwerfung und Weltbilden. Gedanken zu Freiheit und Ermächtigung in der feministischen Bildungsarbeit	30
Barbara Grubner für <i>plurivers. Netzwerk feministische Bildung und Pluralität</i>	
Kurzbios der Vortragenden	40

Einleitung

Renate Blum

Liebe Kolleginnen, liebe Teilnehmerinnen des LEFÖ-Bildungsseminars!

Ich möchte euch alle – im Namen von LEFÖ – sehr herzlich begrüßen zum LEFÖ-Bildungsseminar mit dem Titel

„Sprache, Macht und Kommunikation. Wenn in Migrantinnenorganisationen die Rede ist von Sprache und Macht und Sprechen zur Herausforderung wird“.

Allein der Titel scheint mir jetzt gerade recht kompliziert. Und doch betrifft es uns alle.

Bevor ich jedoch ein bisschen detaillierter auf den Titel und den möglichen Inhalt des LEFÖ-Bildungsseminars eingehen möchte, mag ich ein paar Worte zum Hintergrund der LEFÖ-Bildungsseminare sagen.

Es ist bereits das 18. Bildungsseminar, das wir in diesem Jahr umsetzen. Seit ungefähr 20 Jahren organisiert LEFÖ jährlich ein mehrtägiges Bildungsseminar, das aktuelle Themen im Kontext von Frauen und Migration in den Mittelpunkt stellt.

Mit der Konzeption und Umsetzung von Bildungsseminaren wollen wir einen Raum bieten, über Entwicklungen und Veränderungen formeller und informeller Migrationspolitik gemeinsam nachzudenken und zu reflektieren - zu wichtigen Themen wie Frauen.Arbeit.Migration, zu Sexarbeit oder zu Frauenhandel, zu politischer Bildung, zu Mehrsprachigkeit.

Jetzt, mit diesem Bildungsseminar, sind wir mitten einer Reihe von gesamt drei Bildungsseminaren – heute beginnen wir das zweite – das im Rahmen eines Professionalisierungs-Call ausgeschrieben worden war und durch das Bildungsministerium und dem Europäischen Sozialfonds finanziert ist.

Das Thema dieses Seminars kommt aus dem letztjährigen Seminar, bei dem wir uns mit Rollenbilder von uns als Basisbildnerinnen, Erwachsenenbildnerinnen auseinandergesetzt haben – und dies in den Kontext von migrationspolitischen Zusammenhängen gestellt haben.

Bei der Evaluation zum Bildungsseminar 2016 haben sich die meisten Teilnehmerinnen für den Themenbereich „Sprache / Macht / Kommunikation“ für das nächste ausgesprochen.

Sprache / Macht / Kommunikation

Wie bedeutend, wie groß – und gleichzeitig so vielfältige Möglichkeiten der Herangehensweise, der Thematisierungsvarianten.

Es war eine große Herausforderung für uns – Vlatka und mich, weil das Thema an und für sich so breit ist: es gäbe so viele (abertausende) Möglichkeiten, das Thema SPRACHE und MACHT zu beleuchten und zu besprechen.

Es ist ein schönes Thema und es kann um vieles gehen.

Einerseits KANN es um öffentlich geführte Diskurse, Diskussionen gehen. Oder auch um Politiken, die öffentlich besprochen werden. Oder um mediales Verbreiten von gesellschaftspolitisch wichtigen Maßnahmen und Vorgängen, von Regelungen.

Sprache ist ein politisches Instrument

Sprache / die gesprochenen oder geschriebenen Worte bestimmen unser Denken und Handeln.

Sprache konstruiert Wirklichkeit und „macht“ Politik. Genauso konstruiert Wirklichkeit Sprache und „macht“ wieder Politik

Sprache ist ein Mittel zur Machtdemonstration. In Machtdemonstrationen wird Sprache gemacht bzw. geschaffen und geschliffen.

Sprache kann Macht darstellen, kann Menschen positiv oder negativ beeinflussen, kann verstören, kann bestimmte Gruppen von Menschen erniedrigen und „ins Eck“ stellen, Sprache kann das Selbstbewusstsein demolieren, kann „abturnen“...

Sprache ist aber viel mehr: Sprache baut soziale Wirklichkeiten auf und bestimmt unsere Denkmuster, die wiederum von Sprache bestimmt werden.

In dieser Macht zu sprechen, liegt so viel: Sprache kann Menschen aufbauen, es gibt die Möglichkeit, Sprache als „einigendes“ Element zu verwenden, Worte verbinden, vernetzen, die Sprache kann zu Widerstand aufrufen, kann Kräfte mobilisieren.

Täglich strömen tausende Worte auf uns ein, und es kann sein, dass plötzlich ein Begriff dabei ist (den PolitikerInnen in die Medien werfen), die wieder und wieder aufgegriffen werden: ein Wort, das zum Beispiel plötzlich medien-wirksam von PolitikerInnen benutzt wird: wie Sicherheit. Was impliziert das? Was löst das aus? Unsicherheit?

Sprache ist Macht! Plötzlich heißt es „Arbeitspflicht für Asylwerber“, also nicht Arbeitsmöglichkeit, nicht Potential, nicht eigenständig sein, nicht Handlungsautonomie verstärken. Damit wird Politik gemacht – und wir werden beeinflusst.

Es geht um verschiedene Deutungsrahmen in unserem Kopf – wie wir Worte und Sätze aufnehmen, wie wir Worte und Sätze verstehen und was wir damit tun. Was klingelt in uns, wenn wir das Wort Sicherheit hören? Was löst es in uns aus? Welche Geschichte wird in uns geweckt? Welche Deutungsmuster in uns wachgerufen werden. Was kehren wir unter den Tisch, wenn wir das Wort Sicherheit hören und berücksichtigen es gar nicht? Was heben wir hervor?

Wir möchten uns in diesem Bildungsseminar auseinandersetzen mit Sprache – auch in Bezug auf uns als Aktive im Migrationskontext, als Mitarbeiterinnen in unseren Organisationen, sei es als Trainerinnen oder Basisbildnerinnen, als Kulturelle Mediatorin, Streetworkerin, als Leiterin, als Erwachsenenbildnerinnen. Lassen wir uns anders beeinflussen von Sprache und den genannten Deutungsrahmen.

Lassen wir uns einlullen von Debatten, die uns erklären wollen, dass unsere Sicherheit bedroht ist? Glauben wir all die Bedrohungsszenarien, die seit Monaten, ja seit Jahre in Medien kursieren? Verstehen wir, als Aktive im Migrationskontext, Worte und Sätze anders, als die anderen? Verwenden wir Sprache kritischer als die anderen? Hinterfragen wir mehr? Wie machen wir das? All das sind Fragen, die gestellt werden sollen, auf die wir Antworten suchen möchten.

In Migrantinnenorganisationen / praktisch / alltägliche Praxis

In der alltäglichen Praxis unserer Arbeiten dient die Sprache als Werkzeug, als Demonstration (von Haltungen, Konzepten) - in der Beratung, in der Begleitung von anderen Frauen, in der Auseinandersetzung um Lernräume.

Durch Sprache können wir vermitteln: Unterstützend, begleitend ,herausfordernd, motivierend, ab-turnend, eingrenzend, öffnend, vermittelnd, stärkend, abgrenzend...

Mit unserem Sprechen vermitteln wir immer auch einen Teil der Geschichte in uns, öffnen Räume, verfolgen Ziele, gleichzeitig sind es meist auch nur Ausschnitte... mehr kann es nicht sein.

Wir können nie alles, nie das Gesamte unserer Geschichte erzählen.

Sprache kann aufmachen, Sprache kann beenden.

Ich brauche und will das hier gar nicht länger ausführen. Das machen andere viel profunder, professioneller, andere können das schöner formulieren.

Aber ich mag an dieser Stelle eine österreichische Schriftstellerin zitieren, die unter anderem zu Sprache schreibt und spricht.

Maya Haderlap (Ingeborg-Bachmann-Preisträgerin im Jahr 2011) hat beispielsweise in ihrer Rede „Im Licht der Sprache“ (im Rahmen der 38. Tage der deutschsprachigen Literatur in Klagenfurt 2014) gesagt:

„Noch bevor ich hätte sagen können, was eine Sprache ist, ... Sprache ist ein Medium des Denkens, der Weltauffassung, der Verständigung, des Handelns, der Phantasie, der Sehnsucht...“

(und weiter)

„Die Sprache ist für mich das ständig Unerreichte, Herbeigesehnte, ein Sehnsuchtsort, eine Bühne der Wirklichkeit und ihr Spielleiter. Meine Grunderfahrung im Hinblick auf Sprache ist, dass sich immer wieder vermeintliche Sprachbesitzer, Sprachwahrer, Platzanweiser und Platzverweiser zwischen mich und meine Sprachen zu drängen versuchen. Sie taten, als sei ihnen ihre Sprache aus heiterem Himmel, wie gottgewollt zugefallen, ohne Rücksicht darauf, ob sie mit ihr umgehen konnten oder nicht.“

In diesem Sinne: wir – hier – sind keine Sprachverordnerinnen, keine Platzanweiserinnen. Wir sind hier an diesem Ort, miteinander, um uns gemeinsam über

Sprache und Macht und Kommunikation

auszutauschen.

Wir nehmen uns kein Blatt vor den Mund.

Und wir nehmen die Dinge nicht als gegeben hin.

Möge das Bildungsseminar ein offener Raum der Auseinandersetzung sein, des Sprechens, des Fragens, des Diskutierens.

Zum Abschluss

möchte ich nur noch eine klitze-kleine Anekdote erzählen.

Als wir diese Woche am Montag ins Büro gekommen sind, ist auf unserem LEFÖ-Schild, draußen auf der Straße, eine kleine handschriftliche Notiz, ein Zettel gepickt

mit einem Smiley und den Worten **„keep up your good work“ ;-)**

„Nur weiter so mit eurer guten Arbeit!“

Wohltuend, diese Worte.

So,

jetzt überlasse ich das Sprechen wieder anderen und übergebe an die Moderatorin des diesjährigen Bildungsseminars, Elke Smodics.

Einführung ins Thema

Vlatka Frketić

Viele, die damals aus Jugoslawien als Gastarbeiter nach Österreich kamen, kannten schon einige deutsche Worte: Halt. Los. Schießen. Manche kannte auch das Wort „Arbeit“. Die Gastarbeiter kannten diese Worte aus den Partisanenfilmen, aus den Spielfilmen, die den antifaschistischen Widerstand in Jugoslawien darstellten. Was hatten sie davon, diese Worte zu kennen?

Das Wort „Halt“ half ihnen zu verstehen, das sie stehenbleiben müssen, wenn jemand, zum Beispiel ihr Vorgesetzter oder ein Polizist „Halt“ rief. Das Kennen des Wortes „Los“ und des Wortes „Arbeit“, erleichterte nicht wenigen die Arbeit, wenn ihre Vorgesetzten sagten „Los,“ oder „Los, an die Arbeit“, dann wussten sie, die Pause ist vorbei. Es galt, sich an das Fließband zu stellen oder die Schaufel in die Hand zu nehmen. Das Wort „Schießen“, das muss gesagt werden, half ihnen nicht unbedingt, sich in der neuen (sprachlichen) Umgebung zurechtzufinden. Trotzdem, zwei bis drei Worte zu kennen, das war schon einmal ein Anfang. Andere Worten folgen. Es waren vor allem Worte, die Verbote und Anweisungen gaben: Stop, Verboten, Ausweis zeigen!

Es gab aber auch andere Worte, deutsche Worte, von denen Emine Sevgi Özdamar in ihrem Roman „Die Brücke vom goldenen Horn“ erzählt: Die Protagonistin wohnt in einem Wohnheim und geht mit zwei Kolleginnen einkaufen. Die deutschen Worte für Zucker, Salz und Eier kannten sie nicht.

„Um Zucker zu beschreiben, machten wir vor einer Verkäuferin Kaffeetrinken nach, dann sagten wir Schak Schak. Um Salz zu beschreiben, spuckten wir auf Herties Boden, streckten unsere Zungen raus und sagten: „eee“. Um Eier zu beschreiben, drehten wir unseren Hintern und sagten: „Gak gak gak.“ Wir bekamen Zucker, Salz und Eier. Bei Zahnpasta klappte es aber nicht. Wir bekamen Kachelputzmittel. So waren meine ersten deutschen Wörter Schak Schak, eeee, gak, gak, gak.“

Die ersten deutschen Wörter also: Schak Schak, eeee, gak, gak, gak.

Es waren deutsche Wörter – weil sich die Einkäuferinnen im Roman in Deutschland mit ihnen verständigen konnten, sich mit Verkäuferinnen verständigen konnten bzw. bekamen, was sie brauchten – großteils zumindest.

Auch einige Österreicherinnen fingen an – außerhalb vom Einkaufen und der Arbeit - mit Gastarbeitern zu sprechen. Sie glaubten, sie würden ihr Sprechen irgendwie an die Sprache der Gastarbeiter_innen anpassen. Sie sprachen sie mit „Du“ an. Redeten in merkwürdig abgehakten Sätzen, die Verben standen meistens im Infinitiv. Und von den vier Fällen der deutschen Sprache verwendeten sie nur einen. Das tun manche auch heute noch, wenn sie mit Geflüchteten reden. Ich habe es selbst gehört.

Dann kam Schwung in die Sache. Anfang der 1970er wurden erste Studien über Gastarbeiter in Österreich verfasst, die ich hier nicht zitieren möchte, weil ich vor lauter Traurigkeit weinen würde, wegen der niederträchtigen und verachtenden Art und Weise, wie Menschen in diesen sogenannten Studien dargestellt wurden.

Danach kamen Integrationsmaßnahmen, Sprachkurse, kritisch-linke Unterstützung. Es wurde demonstriert, Forderungen wurden eine nach der anderen verfasst und verlesen.

Auf sprachlicher Ebene waren all diese, meistens, gut gemeinten Handlungen häufig ausschließend. Wo nach Teilnahme und dann auch nach Teilhabe gerufen wurde, wurde dieses i.d.R. in einer schwer verständlichen Sprache, die sehr weit weg war von den Sprachen und dem Sprechen der Gastarbeiter_innen, statt Schak Schak, eeee, gak gak gak zu verwenden. Viele der politischen Kämpfe und Forderungen waren sprachlich ausschließend – die, um die es ging, konnten es weder verstehen noch nachvollziehen. Konnten es auf einer sprachlichen Ebene nicht verstehen. Und damit blieben sie draußen und führten ihre eigenen Lebens- und Überlebenskämpfe. Und die, die für sie kämpften, kämpften alleine und fragten sich ab und zu wo denn die bleiben, für die sie kämpften. Ihr seht schon, eine verzwickte Situation.

Aber wie lernen wir anders zu sprechen? Was bedeutet ein „anders sprechen“ und welche Effekte könnte es haben? Können wir überhaupt lernen „anders zu sprechen“? Würde ein „anders sprechen“ unsere Beziehungen zueinander verändern? In der Kommunikation von uns selbst, unseren Vorstellungen, Zielen und Wünschen auszugehen, und gleichzeitig die, mit denen wir gesellschaftliche Veränderungen erreichen wollen, nicht auszuschließen.

Mittlerweile gibt es viele Bücher zu Sprachverwendung und Kommunikation, einige sehr gut, auch für Laien verständlich geschrieben, aber die Bereitschaft, sich mit der eigenen Kommunikation, dem eigenen Sprechen auseinanderzusetzen ist offenbar ein Wagnis, dem sich nicht sehr viele stellen wollen. Ähnlich wie bei Kochbüchern. Es gibt sie immer mehr, sie werden gerne gekauft aber es wird angeblich immer weniger gekocht.

Diese Erfahrung mit der Nicht-Bereitschaft sich mit dem eigenen kommunikativen Verhalten auseinanderzusetzen habe ich in meinen Kommunikations- und Rhetorikworkshops gemacht. Aber warum ist das so? Warum ist es so schwierig, sich dem eigenen kommunikativen Verhalten zu stellen, es **wirklich** zu reflektieren oder auch zu verändern. Es sind ja i.d.R. Menschen, die andere unterstützen möchten, manche wollen helfen, andere wollen politische Aktionen in Gang setzen, wieder andere stellen auch Ressourcen zur Verfügung. Aber die Art und Weise zu sprechen, mit anderen zu kommunizieren, stellt offenbar eine unüberwindbare, oder nur schwer überwindbare Herausforderung dar. Bzw. geht es nicht über die Verwendung von angeblich „richtigen“ Worten hinaus. Die am häufigst gestellte Frage in den Workshop ist „Wie sage ich es richtig?“

Worum geht es?

Ich versuche das, jetzt sehr gerafft und verkürzt zu erklären und beziehe mich dabei auf Elisabeth Wehling, die die Frame-Theorie in ihrem Buch „Politisches Framing“ sehr nachvollziehbar, in einer populärwissenschaftlichen Art und Weise verständlich dargestellt hat.

In Worten steckt mehr, als wir in der Regel glauben.

In einzelnen Worten und Sätzen verbirgt sich immer – und zwar wirklich immer – sagt Frau Wehling – mehr an Bedeutung, als zunächst mit bloßem Auge erkennbar ist.

Damit wir Worte, Sätze oder Ideen begreifen können, aktiviert das Gehirn einen Deutungsrahmen, der Frame genannt wird. Dieser Frame - basiert auf unseren Erfahrungen mit der Welt. Dazu gehört körperliche Erfahrung – Bewegungsabläufe, Erfahrungen mit Raum, Zeit und Kultur genauso wie Erfahrungen mit Gerüchen, Geschmäckern, visuelle Erinnerungen.

Frames geben einzelnen Worten Bedeutung, indem sie diese Worte in einen Zusammenhang mit unserem Weltwissen stellen. Also in einen Zusammenhang mit all unseren Erfahrungen, Erinnerungen, Ängsten, Freuden, Befürchtungen.

Frames sind immer ein Ausschnitt des Ganzen, das wir als Ganzes gar nicht fassen und denken können. Frames heben immer bestimmte Gegebenheiten, hervor und blenden andere Gegebenheiten aus. Wenn von Migrantinnen die Rede ist, können verschiedene Frames aktiviert werden: die der faulen Arbeitslosen, Menschen, die unsere Kultur zerstören oder aber Menschen, die unsere Kultur bereichern. Frames blenden aus, was außerhalb des erfassbaren Ausschnittes liegt. So wird in Debatten zu Gastarbeitern u.a. ausgeblendet, das sie ohne österreichische Staatsbürgerschaft jahrzehntelang für Leistungen zahlten, ohne ein Recht auf diese Leistungen zu haben.

Frames bestimmen auch, wie wir das Sozialverhalten von Menschen wahrnehmen. Elisabeth Wehling erzählt von einer Studie, in der die Teilnehmerinnen in zwei Gruppen aufgeteilt wurden. Die eine Gruppe hat eine Liste von Worten bekommen, die Schroffheit/ Grobheit implizierten. Die andere Gruppe hat eine Liste von Worten bekommen, die Freundlichkeit implizierten. Ihr vermutet es sicher schon: die gleiche Person wurde von den zwei Gruppen unterschiedlich eingeschätzt: grob oder freundlich.

Nicht zufällig finden politische Veranstaltungen von bestimmten Parteien in Bierzelten statt. Mit Essen und Trinken – Menschen essen und trinken i.d.R. gerne gemeinsam. Mit Musik, die die Menschen gerne hören. Und dann kommen die Reden. Es wirkt unglaublich. Die Stimmung im Bierzelt ist immer eine andere, als z.B. bei Reden auf Straßen und Plätzen. Im Bierzelt werden bestimmte Frames aktiviert: der Frame des gemeinsamen Essens, der Frame bestimmter Musik usw.

Weiter führt Elisabeth Wehling aus, dass es nicht Fakten sind, die die Grundlage unserer alltäglichen sozialen, ökonomischen und politischen Entscheidungen bilden, sondern Frames – die Deutungsrahmen in unseren Köpfen. Ich zitiere:

„Wir treffen also nie, wirklich nie, Entscheidungen, indem wir „rein sachlich und objektiv“ Fakten gegeneinander abwägen. Nie. Das gilt auch für die Politik. Frames, nicht Fakten, bedingen unser Entscheidungsverhalten.“

Für mich stellt sich die Frage, welches Veränderungspotential in diesen Frames, unseren Deutungsrahmen, liegt. Wenn ich mir den Weg des Begriffs von Gastarbeiter, über Fremdarbeiter, Ausländer, zu Migrantinnen anschau (dazwischen gab und gibt es noch mehr), so hat sich die rechtliche Situation eher verschlechtert, auch wenn diese Begriffe in unseren Köpfen unterschiedliche Frames aktivieren.

Frames bzw. unsere Deutungsrahmen haben offenbar keinen, oder nur geringen Einfluss auf der Ebene der Vorschriften, Gesetze etc. Der Umstand dass deutschsprachige Medien nicht mehr von „Asylanten“ schreiben, sondern den Begriff „Asylwerber“ verwenden, hat die rechtliche Situation dieser Menschen nicht verbessert.

Aber was würde passieren, wenn wir nicht ständig von der „Flüchtlingskrise“ hören würde, sondern von der „Vertreibungskrise“, oder von der „Aufnahmekrise in EU“ wie Elisabeth Wehling es vorschlägt. Wie würde sich das in der Politik, in den Medien, in unserer täglichen Arbeit niederschlagen? Ich weiß es nicht, aber es wäre ja kein großer Aufwand es zu probieren.

Das, was über Worte vermittelt wird, kann sich dabei im Laufe der Zeit verändern. Diese Wandlung vollzieht sich unterschiedlich schnell bzw. langsam.

Nehmen wir zum Beispiel den Begriff „AIDS“, die Abkürzung für „Acquired Immune Deficiency Syndrom“. Ursprünglich wurden unter diesem Namen bestimmte Krankheitssymptome festgehalten. Da von den Medien besonders Schwule, Sexarbeiter_innen und Drogenkonsument_innen mit AIDS in Verbindung gebracht wurden, wurde der Begriff bald zum Synonym für den angeblichen moralischen Sittenverfall, sexuelle Perversion und Ungezügeltheit. Die Bezeichnung „AIDS“ weist also eine bestimmte gesellschaftspolitische Prägung auf – die mittransportierten Bedeutungen sind das sogenannte Konnotat. Der Begriff hat also eine negative Konnotation erhalten, die sich im Laufe der Zeit verfestigt hat und immer noch „selbstverständlicher“ Teil seines Ausdrucks geworden ist. Auch heute sprechen viele Schwul-lesbische-trans-Aktivistinnen von der „Aidskrise“, die sie Mitte der 1980er Jahre ansetzen. Aber es war ja keine Aids-Krise, keine Krise von Aids, sondern es ging um eine Krankheit, die von vielen für ihre schwul-lesbisch und transfeindlichen Haltungen benutzt wurde. Aber der Frame vom „perversen Schwulen“ war geschaffen und steckt immer noch tief in vielen Köpfen.

Oder nehmen wir das Wort Terror. Früher war „Terror“ eine legitim betrachtete Praxis des Staates. Sie diente dazu, das Volk in Angst und Schrecken zu halten und so gefügig zu machen. Das hat der Philosoph Thomas Hobbes im 17. Jahrhundert in seinem Werk „Leviathan“ sehr schön veranschaulicht. Später wurde der Begriff kritisch gebraucht. Zum Beispiel für den Terror der nationalsozialistischen SS. Es handelte sich immer um ein Vorgehen des Staates gegen Einzelne oder Gruppen. Der Staat war also die Instanz, die Terror ausübt. (siehe dazu Trojanow/Zeh, 2010)

Inzwischen wird Terror bzw. Terrorismus als ein Phänomen betrachtet, das vom Einzelnen ausgeht und den Staat bedroht. Der Begriff Terror wurde dadurch neu bestimmt. Ein Staat, der den Terror bekämpft, kann nicht selber Terror praktizieren. Wo kämen wir dahin! Der Staat handelt in diesem Fall in Notwehr. Oder? So wird es zumindest dargestellt in den Medien. Der „Krieg gegen Terror“ rechtfertigt fast jede Handlung des Staates. Ilija Trojanow und Juli Zeh fragen in ihrem Buch „Angriff auf die Freiheit“, warum gerade mit der „terroristischen Bedrohung“ weitreichende Umbaumaßnahmen in Politik und Gesellschaft gerechtfertigt werden? Das fragten sie sich 2010. Nach den Anschlägen in Paris im November 2015 befand sich **Frankreich**¹ im Ausnahmezustand. Die Ausnahme ist zur Normalität geworden: Ausgangssperren, Durchsuchungen und Hausarreste ohne richterlichen Beschluss bleiben erlaubt. Und der Ausnahmezustand wird ständig verlängert.

1 <http://www.zeit.de/thema/frankreich>

Und wie schaut der Frame „Terrorismus“ aus? Terrorismus wird mit Islam, mit bestimmten Ländern, mit bestimmter Kultur bzw. Un-Kultur in Verbindung gebracht. So etwas steckt tief im Gehirn. Bei manchen wird der Frame „Kontrolle“ aktiviert. Kontrolle durch den Staat, ohne Schutz.

Und was passiert in der ganzen medialen und politischen Debatte rund um die Türkei, rund um Erdoğan und seine Ministerinnen auf Europareise? Wie wird der Umstand, dass Herr Erdoğan offenbar Alleinherrscher sein möchte und das mit gewaltvollen Mitteln erreichen will, dargestellt? Das kann ich nur nachvollziehen, wenn ich die vorherigen Debatten rund um EU-Beitritt der Türkei kenne, die lokaleren Auseinandersetzungen, zum Beispiel die „Milch-Süt-Debatte in Österreich“. Da ging es darum, dass auf der nöm-Milch nicht mehr die türkische Bezeichnung für Milch stehen sollte. Die jetzige Debatte, rund um Herrn Erdoğan und die Türkei ist eingebettet in alle vorangegangenen Debatten, wie über Türkei, den Islam geredet wird. Die jetzige Debatte ermöglicht es, Türkeikritikern und Islamhassern, ihre rassistischen Positionen zu verbreiten. Das geschieht auf eine sehr herablassende Art der Türkei gegenüber, Türkinnen gegenüber, dem Islam gegenüber. Alles unter dem Deckmantel der Rettung der Demokratie. Darüber habe ich noch keinen Artikel gelesen und auch keinen Fernsehbeitrag gesehen.

Ich weiß, dass es viel schwerer ist, zu versuchen die Dinge komplex, mehrschichtig zu begreifen, als im Entweder-Oder-Schema zu bleiben. Wenn ich darauf hinweise, die Politik in der Türkei ist für bestimmte Menschen eine Gelegenheit, endlich offen über ihren Islamhass zu sprechen. Oder eine Gelegenheit politischen Profit herauszuschlagen aus der ganzen Türkei-Erdogan-Causa, wie der Ministerpräsident Rutte, der bei den Wahlen in den Niederlanden am Sonntag offenbar große Chancen hat, dann befürworte ich die Politik von Erdogan nicht. Ich versuche aufzufächern, dass mehr in dem Ganzen steckt, als auf den ersten Blick sichtbar.

Es ist schwieriger selber Worte zu finden, für das, was wir wollen und wie wir dahin kommen wollen, als auf Argumente von Gegnern einzugehen. Das ist besonders in der Politik wichtig, aber auch für uns Migrantinnenorganisationen. Es geht aber nicht nur darum, Fakten aufzulisten, sondern sagen zu können, was der Blick auf die Welt ist und warum gerade die eigene Politik die richtige ist. Diese Fertigkeit, das zu benennen, das wäre das Framing.

Ich zitiere aus einem Interview mit Elisabeth Wehling:

In dem Moment, in dem man darauf einsteigt, ist man im Frame des Gegners. Das soll man lassen. Man soll anfangen, konkrete eigene Storys zu entwickeln, die bei den Menschen ankommen. (...) Ein großes Problem ist ja, dass die Linke ständig nur aus der Defensive kommuniziert und andauernd versucht irgendwelche Mythen zu widerlegen. Das heißt sie strampelt sich ständig in Frames der Gegner ab. Man soll zuerst auf sich schauen, nur so kann man Menschen inspirieren.

Wer in Debatten dagegen ist oder sich verteidigt, hat schon verloren. Zum einen versäumt er oder sie oder es, die eigene Weltsicht zu vermitteln. Zum anderen wird die Weltsicht der Gegner vermittelt. Denn wann immer man eine Idee verneint, aktiviert man diese Idee in den Köpfen der Zuhörerinnen oder Leserinnen. Einen Frame zu negieren bedeutet immer, ihn zu aktivieren.

Schaffen wir unsere eigenen Ideen und formulieren wir sie so, wie es für uns passt. Und nicht, um auf andere zu reagieren.

Und sprechen wir nicht mehr die „Halt, Los und Schießen-Sprache“, sondern die „Schak Schak, eee, gak, gak, gak- deutsche Sprache“.

LITERATUR

- Lakoff, George & Wehling, Elisabeth (2016). *Auf leisen Sohlen ins Gehirn. Politische Sprache und ihre heimliche Macht*. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme Verlag.
- Trojanow, Ilija & Zeh, Juli (2010). *Angriff auf die Freiheit. Sicherheitswahn, Überwachungsstaat und der Abbau der bürgerlichen Rechte*. München: dtv.
- Wehling, Elisabeth (2016). *Politisches Framing*. Köln: edition medienpraxis. Herbert von Halem Verlag.
- Wehling, Elisabeth. (10.3.2016). Vorsicht vor diesen Wörtern. Interview. In: *ZEIT ONLINE*. Online: <http://www.zeit.de/2016/10/sprache-manipulation-elisabeth-wehling> [9.2.2017]

Überlegungen zu Sprache und Sprachhandeln aus einem Vortrag

Leah Carola Czollek

Auftakt aus verschiedenen Perspektiven

Sprache kann:

Verbinden

Trennen

Ordnen

Verstummen

Versagen

Zärtlich Sein

Gewalttätig Sein

Ein Zu Hause Sein

Ein Verlust Sein

Verloren gehen

Erworben werden

Partei ergreifen

Eingrenzen

Ausgrenzen

Schwer sein

und

Leicht sein

Belustigen und Erschüttern.

Sprache als Ordnungskategorie

Wir sind die Anderen, die von Anderen zu Anderen gemacht werden.

Wir sind die Anderen, die von Anderen zu Anderen gemacht werden und machen wiederum Andere zu Anderen.

Die so zu Anderen gemacht werdenden, werden wiederum Andere zu Anderen machen. ... Diese Bewegung geht immer so weiter.

Und so wird die Ordnung hergestellt:

Sprache schafft Ordnung

Diversitykategorien, die eingeordnet sind in Macht- und Herrschaftsverhältnisse:

Gender und

Queer und

Alter und

Behinderung und

Klasse und

Aussehen und

Herkunft und

Ost und

West und

Stadt und

Land und

Religion und

Säkular.

Kultur und Migration und Flucht.

Sprache stellt Ordnung her

Sexismus und

Homophobie und

Transphobie.

Adultismus als Diskriminierung von Kindern und Jugendlichen und

Altersdiskriminierung von Älteren.

Ableismus als Feindlichkeit von Menschen mit Behinderungen, mit Krankheiten.

Physischen und psychischen.

Klassismus als Diskriminierung von Menschen in Bezug auf ihre soziale Herkunft.

Lookismus als Diskriminierung des Aussehens wegen.

Romaismus, Antisemitismus, Islamophobie, Rassismus als Diskriminierung von Menschen mit unterschiedlichen Herkunft, bestimmten Aussehen und Religionen.

Ost-West-Diskriminierung und Regionalismus.

Sprache schafft Ordnung

Durch mediale Vermittlung.

Durch Gesetze und Erlasse und andere Texte.

Hergestellt und durchgesetzt durch Menschen mit ihren Sprechhandlungen.

Sprache, Macht und Gewalt

Sprache kann strukturelle Diskriminierung sein im Ineinandergreifen von individuellen und institutionellen und kulturellen Praxen:

verbal und nonverbal,

symbolisch und mehr.

Sie findet immer in einem gesellschaftlichen Kontext statt,

immer in einem Diskurs gesellschaftlicher Normativitäten

und immer in Herrschafts- und Diskriminierungsverhältnissen

und diese immer erzeugend.

Sprache und Macht

Stereotypisierungen

Wer spricht?

Wer spricht zu wem?

Wer teilt im Sprechen ein?

Verortungen im Sprechen

Wer lobt wen?

Wer tadelt wen?

Wer diskriminiert sprachhandelnd wen?

Wer erteilt wem das Wort?

Sätze und das unausgesprochen Mitgesprochene ...

Und so wird machtvolle Sprache zum Handeln (Sprechhandlungen).

Sprache ist Handeln

Sprache kennt Vorurteile und Stereotype:

Individualitäten werden unsichtbar gemacht.

Lebenswirklichkeiten werden unsichtbar gemacht.

Welt wird reduziert.

Menschen werden verletzt.

Gerüstet mit Sprachpfeilen.

Treten wir gegeneinander an.

Dieses ist gut und jenes ist schlecht.

Dieses ist Wahr und jenes nicht.

Das dialogische Gespräch - Mahloquet

Ein Vorschlag zum reflexiven, vorsichtigen miteinander Sprechens ist das dialogische Gespräch – Mahloquet (= Streitgespräch).

Dabei geht es um u.a.:

Zuhören und nachfragen.

Mir unbekannte Perspektiven auf die Welt erfahren.

Das Gespräch in der Schwebe halten.

Nicht verallgemeinernd sprechen und

beim Thema bleiben.

Es geht um ein

gemeinsames Interesse an der Welt.

Es geht darum, dass die Anliegen der Anderen auch meine Anliegen sind.

Epilog

Auch im Sprechen geht es um die Anerkennung der Pluralität von Menschen in der Gesellschaft.

Auch im Sprechen geht es um Solidarisch-Sein.

Auch im Sprechen geht es um systemkritisches Denken und Handeln.

„Sprache ist wie Tun und Handeln nie nur (bewusste oder unbewusste) wirkungslose Äußerung, sondern hat immer auch eine Wirkung, kann immer auch für andere Menschen verletzend, diskriminierend oder wertschätzend und anerkennend sein.“

Leah Carola Czollek/ Gudrun Perko/Heike Weinbach, *Handbuch Social Justice und Diversity. Theorien, Training, Methoden, Übungen*, München/ Weinheim 2012

Welche Frage treibt mich um?

Wie kann eine anerkennende (=nicht-diskriminierende) Sprache vermittelt werden, ohne „Sprachpolizist_in“ zu sein?

Über Privilegien und Teilhabemöglichkeiten

Ivana Pilić

Guten Morgen,

ich möchte mich herzlich für die Einladung bedanken, hier heute ein paar einleitende Gedanken formulieren zu dürfen. Ich fühle mich sehr geehrt dies im Rahmen des 18. Bildungsseminars von LEFÖ zu machen, das sich dieses Jahr mit Sprache, Macht und Kommunikation auseinandersetzt.

Zu Beginn möchte ich mich bedanken, bedanken für die Arbeit die Ihr und Sie tagtäglich und seit Jahren in den diversen Frauenorganisationen, wie etwa LEFÖ, Peregrina oder Orient Express leisten. Die Arbeit an der Basis vor Ort bedeutet oftmals mit Menschen zu tun zu haben, die Unterstützung brauchen, nicht weiterwissen oder verwundbar sind, weil es für sie kein soziales Netz gibt, in das sie sicher zurückfallen können. Unmittelbare Unterstützung zu leisten, heißt tagtäglich mit unterschiedlichen Menschen in Kontakt zu treten. Dies ist zugleich anstrengend und bereichernd, mühsam und inspirierend und ein Stück weit bleibt es wohl eine stetige Herausforderung. Die Anerkennung, Prestige und finanzielle Entlohnung entsprechen zwar nicht immer dem, was Sie eigentlich verdient hätten. Das schmälert die Tatsache aber nicht, dass es genau diese Form der Arbeit ist, die unmittelbar brauchbar, unmittelbar unterstützend und unmittelbar wirksam ist. Vielen Dank

Ich habe viele Jahre in der Brunnenpassage gearbeitet, dem KunstSozialRaum am Wiener Brunnenmarkt. Eine Institution die es sich zum Ziel gesetzt hat, ein Ort für alle Wiener_innen zu sein, abseits von ihrer kulturellen oder sozialen Herkunft. Ein Raum, in dem mit der Unterschiedlichkeit von Menschen gearbeitet und diese Pluralität für die eigene Arbeit und Kunstproduktion genützt wird. Auch wenn unser Auftrag die Umsetzung von Theaterproduktionen, Kinoabenden oder Tanzworkshops ist, steht doch bei jeder Produktion, die lokale Anbindung und das in Kontakt treten mit dem unmittelbaren Umfeld im Vordergrund. Für mich selbst war dies oft eine herausfordernde Aufgabe, da ich jeden Tag mit so vielen unterschiedlichen Menschen in Kontakt getreten war und erst lernen musste, diese Vielfalt an Positio-

nen, Meinungen oder Handlungen zu bewältigen. Mit unterschiedlichen Menschen zu arbeiten kann auch, wie zum Beispiel im Fall der Brunnenpassage, bedeuten, dass viele Menschen andocken, die Hilfe suchen, einsam sind oder nicht arbeiten können oder dürfen. Die Brunnenpassage ist kein Ort, an dem Sozialarbeit geleistet wird, eine strikte Abgrenzung hinsichtlich sozialer Tätigkeiten ist im Alltag aber nicht erwünscht oder möglich. Wer Vielheit wünscht, kann die schwierigen Lebensumstände mancher Menschen letztlich nicht ignorieren. Die Arbeit in der Brunnenpassage war für mich ein stetiger Lernprozess, die eigene Position oder Vorurteile zu hinterfragen, eigene Privilegien und Benachteiligungen kennenzulernen und zu reflektieren oder auch die eigene Sprache immer wieder anzupassen und sogar manchmal ein Stück weit neu zu erfinden.

Das Wirken vor Ort ist harte Knochenarbeit, die uns immer wieder an die eigenen Grenzen bringt. Vielleicht ermöglicht uns genau dieses an die eigenen Grenzen kommen, das Erlernen sich abzugrenzen, das Erleben der Begrenztheit eigener und fremder Positionen. Es hilft uns vielleicht zu verstehen, was Ausgrenzung strukturell und im Alltag für uns und andere Menschen bedeutet. Denn Ausgrenzung ist alles andere als theoretisch, sie betrifft einzelne reale Personen oder konkrete soziale Gruppen, sie betrifft uns auch selbst – egal ob wir Nutznießerinnen von Privilegien, selbst von Ausgrenzung und Diskriminierung Betroffene, oder beides zugleich sind.

Ich erlaube mir den Titel der Veranstaltung „Wenn in Migrantinnenorganisationen die Rede ist von Sprache und Macht und Sprechen zur Herausforderung wird“ zum Anlass zu nehmen, ein paar Gedanken zum Thema Privilegien und Teilhabemöglichkeiten zu formulieren und was das mit uns selbst zu tun hat. Als Praktikerin, die das akademische Feld zwar immer wieder streift, aber dort nicht zu Hause ist, fokussiere ich vor allem auf die Schnittstelle von Theorie und Praxis und die Übersetzung von Theorie und Konzepten ins Tun. Damit beschäftige ich mich stets mit dem für das im Alltäglichen Umsetzbare, denn mit dem Grübeln über das politische Ideal einer korrekten Welt.

Wenn wir über Privilegien sprechen, geht es ganz klar um Vorteile, die eine Person in einem sozialen Umfeld gegenüber anderen hat, ohne dafür etwas getan zu haben. Im Umkehrschluss bedeutet dies eine Benachteiligung anderer Personen oder sozialer Gruppen. Privilegien und Benachteiligungen sind damit immer Gegensatzpaare. Die binären Gegensätze, wie etwa schwarz/weiß, männlich/weiblich oder gebildet/ungebildet sind für die unmittelbare Orientierung oftmals nützlich. Dennoch bergen sie die Gefahr „die Vielfalt der Welt in ihren Entweder/Oder-Extremen zu fassen, (...)“, so Stuart Hall (2004: 117). Es gibt kaum egalitäre binäre Gegensatzpaare, da zwischen den Polen immer Machtbeziehungen bestehen. Der „stärkere“ bzw. „mächtigere“ Pol vollzieht eine Trennung, die das Normale - nämlich sich selbst - vom Anormalen separiert, um es letztlich auszuschließen und zu isolieren

(Vgl. Hall, 2004: 144). Veranschaulichen kann man das etwa am Gegensatzpaar rationales und emotionales respektive irrationales Denken. Es ist klar, welches in unserer Gesellschaft als überlegen betrachtet wird und das im Gegensatzpaar Mann versus Frau, die überlegene Ratio dem männlichen Subjekt zugeschrieben wird. Damit ergibt sich eine immanente Asymmetrie und eine klare Sichtweise darauf, wer das Ideal und wer die Abweichung ist.

Menschen können nicht einfach in „privilegiert“ und „benachteiligt“ unterschieden werden. Eine Person kann zum Beispiel durch die eigene Hautfarbe und Sexualität privilegiert sein, gleichzeitig durch soziale Stellung oder eine körperliche Behinderung Benachteiligung erfahren. Verschiedene Privilegien wirken zusammen und überlagern sich. Dennoch vollzieht sich die Trennung in das „Normale“ und das „Andere“ mit all den Wertungen die damit einhergehen aufgrund von Gender, Klassenzugehörigkeiten, Sprachen etc. und dies geschieht auf vielen Ebenen, die ich im Folgenden skizzieren werde.

Meine These ist, dass es umso schwieriger wird, Diskriminierung zu benennen und zu entlarven, umso näher sie an uns selber herankommt.

Gehen wir aber nochmal einen Schritt zurück. Wenn wir Ungleichheit strukturell und institutionell betrachten, dann ist die politische Forderung eindeutig: Wir möchten Ungleichheit reduzieren, damit eine gerechtere egalitärere Gesellschaft möglich wird. Es ist das politische Ziel marginalisierten und ausgegrenzten sozialen Gruppen den gleichen Zugang zu Ressourcen und zur Gestaltbarkeit ihrer Umwelt einzuräumen.

Privilegien zu identifizieren die strukturell zu Ungleichbehandlung führen ist oftmals relativ einfach. Wenn beispielsweise Frauen 1/3 weniger Gehalt für die gleiche Arbeit bekommen, wenn Menschen aufgrund des nicht-passenden, ausländisch-klingenden Namens im Beruf und bei der Wohnungssuche diskriminiert werden, wenn Frauen noch immer die Reproduktions- und Care-Arbeit übernehmen und sich dadurch unbezahlt um die Familie kümmern, wenn nur fünf Prozent der Studierenden Arbeiter_innenkinder sind oder wenn es um die Nichteinhaltung von Minderheiten-Rechte geht ist das offenkundig das Ergebnis von Diskriminierung.

Privilegien werden jedoch zunehmend unsichtbarer, wenn es sich um symbolische Formen handelt: wer etwa in einer Gesellschaft Prestige genießt, wer das Sagen hat und wem zugehört wird, wer ernstgenommen wird oder wer sich überhaupt artikulieren kann. Symbolische Gewalt ist in jeder Handlung verborgen und zeigt sich in den kleinen und großen alltäglichen Zuschreibungen, Wahrnehmungen und Darstellungen. Dies geschieht jedoch nicht bewusst in Form eines rationalen Kalküls. Die Gewalt wirkt durch eine Art Komplizenschaft von Privilegierten und Benachteiligten. (Vgl. Young, 1996: 102, 103 und in: Wir sind doch alle gleich, hier hat keineR Privilegien!) Sie ist im Habitus der Akteuer_innen eingeschrieben, im alltäglichen Tun und Sein. Habitus

meint das Auftreten oder Benehmen eines Menschen; steht für die Gesamtheit seiner Vorlieben und Gewohnheiten bzw. für die Art, sich zu verhalten. Damit ist der Effekt subtil, versteckt in den kleinen alltäglichen Praxen und ist damit zu lokalisieren.

Privilegierte müssen in der Regel nicht darum kämpfen, um in einer Gruppe gehört oder ernst genommen zu werden. Die eigenen Privilegien zu erkennen ist schwierig, denn wie man von anderen gesehen und behandelt wirst, prägt die eigene Erwartungshaltung und bildet den persönlichen Mindeststandard (Vgl. Wir sind doch alle gleich, hier hat keineR Privilegien!). Dadurch sind Privilegien, die man selbst im Vergleich zu anderen genießt, oft unsichtbar. Unterdrückung oder Ungleichheit bedeutet dementsprechend eben nicht nur den Zugang zum Arbeitsmarkt nicht zu bekommen, kein Wahlrecht zu haben oder etwa die Nicht-Anerkennung eines Bildungsabschlusses aus dem Ausland. Es bedeutet, z.B. auch, Jahre nach der Ankunft in Österreich, dass „(...) die Möglichkeiten die eigenen Fähigkeiten zu entwickeln und auszuüben, Bedürfnisse, Gedanken und Gefühle auszudrücken, eingeschränkt werden. (Young, 1996: 100).“ Wie wirkmächtig diese subtile Ebene ist und was eine einzelne unbedachte Meldung auslösen kann, möchte ich an Hand zweier Beispiele veranschaulichen.

Beispiel

Wir hatten in der Brunnenpassage vor ein paar Jahren ein Schulprojekt namens Freiraum Erzählen. Regelmäßig besuchten Erzähler_innen einzelne Klassen, um den Kindern Märchen und Geschichten zu erzählen. Die Idee war simpel, wir wollten nicht an defizitären Deutschkenntnissen ansetzen, sondern über etwas lustvolles, dem Erzählen, Spaß, Freude und Sprachefördern. Die Märchen wurden nicht vereinfacht, aber über die Dramaturgie der Geschichte sowie Mimik und Gestik der Erzählenden wurden die Geschichten auch für Kinder mit wenig Deutschkenntnissen verständlich. Nach einem halben Jahr wurden die Kinder selbst motiviert Geschichten zu erfinden und zu erzählen. Grammatik und korrekte Satzstellungen waren irrelevant. Das freie Erzählen und der Spaß am Fantasieren standen im Vordergrund. Wir haben das Projekt intensiv evaluiert, u.a. durch Interviews, die wir mit einzelnen Kindern in unregelmäßigen Abständen durchgeführt haben. Dabei habe ich ein Mädchen kennengelernt, von der die Lehrerin behauptet hat, sie spreche kein Wort Deutsch - laut und vor der Klasse, wie es so oft passiert. Das Interview mit dem Mädchen führten wir also auf Türkisch, eine meiner Kolleginnen führte das Interview, selbst keine türkisch Native_Speakerin. Das Türkisch des Kindes war gebrochen, sie machte Fehler. Während des Interviews kommt die Interviewerin drauf, dass das Mädchen viele Geschichten inhaltlich verstanden hat und fragt, ob sie denn Deutsch versteht und spricht. Das Mädchen sagt, leider zu schlecht. Die Kollegin erklärt, dass sie selbst auch Türkisch spricht, obwohl es schlecht ist und sie sich trotzdem gut unterhalten können. Das scheint als Argument zu reichen und das Mädchen beginnt auf Deutsch zu sprechen!

Die Aussagen der Lehrerin, dass das Mädchen kein Wort Deutsch spricht, hatte seine Auswirkungen – darauf angesprochen, wird meist entgegnet, es sei ja nicht böse gemeint. Hier handelt es sich, um „(...)tiefgreifende Ungerechtigkeiten, die manche (...) erleiden, als Konsequenz der oft unbewussten Vorurteile und Reaktionen wohlmeinender Menschen in gewöhnlichen Interaktionen, in den Medien und kulturellen Stereotypen (Young, 1996:102)“. Aber wie so oft gilt auch hier: die Dosis macht das Gift. Regelmäßig suggeriert zu bekommen, dass man, nicht als kompetent angesehen wird, dass die eigene Sprache nicht ausreicht: All das erzeugt das Gefühl selbst nicht ausreichend zu sein und nichts zu sagen zu haben.

Beispiel

Bei einem Antirassismus Training habe ich ein Rollenspiel initiiert, fünf Personen sitzen im Kreis und werden angeleitet eine Sitzung nachzuspielen. Die Personen, wissen nicht welche Rollen sie zugeteilt bekommen haben, da ich ihnen ein Post-it auf die Stirn geklebt habe. Ohne ihre Rolle zu kennen wurden sie nun von der Gruppe danach behandelt. Die Rollen waren etwa: die Expertin, die ausländische Studierende etc. Die Projektionen und Dynamiken die dabei entstehen spiegeln meistens gesellschaftliche Verhältnisse wieder, so bekommen „Post-it“ Expert_innen die gesamte Redezeit, „Sexisten“ trotz häufiger Kritik, erstaunlicherweise auch. Interessant und sehr machtvoll fand ich aber das Feedback einer Spielerin im Anschluss an das Rollenspiel: „Ich habe in der Gruppe nichts zu sagen. Darum bin ich auch immer stiller geworden. Ich glaube die Gruppe glaubt, ich sei dumm.“ Auf dem Post-it stand lediglich Ausländische Studierende.

Was heißt das für einen Menschen, solche Kränkungen zu erfahren. Ich musste an Sigmund Freuds „Wunderblock“ (1925) denken. Als Nicht-Psychologin geht es mir weniger um die tiefenpsychologische Deutung, als Kulturschaffende bediene ich mich des Wunderblocks, weil er in mir ein sehr starkes Bild erzeugt. Der Wunderblock war und ist ein Kinderspielzeug, eine Art Schreibapparat. Man konnte darauf mit einem harten Stift schreiben, das Geschriebene dann aber scheinbar wieder löschen, indem man das doppelte Deckblatt von der Wachsunterlage entfernte. Was Freud daran faszinierte, war, dass man das Geschriebene dadurch zwar unsichtbar machen konnte, es aber nicht wirklich vollkommen löschte. Es war noch da, in die Wachsmasse gedrückt, verborgen, aber nicht verschwunden. In diesem Sinne war die Wachsmasse mit dem Unbewussten vergleichbar, aus dem nichts wirklich gelöscht wird. Wenn wir an das Beispiel des Mädchens zurückdenken, lösen unbedachte Aussagen etwas aus. Damit bleiben Kränkungen irgendwo in uns eingeschrieben, auch wenn wir als Erwachsene gelernt haben, sie wegzuwischen und weitermachen.

Didier Eribon schreibt in seinem Buch Rückkehr nach Reims über dieses Wegwischen und Weitermachen in seiner eigenen Biografie. Er reflektiert:

„Schon seit einer Weile, (...) kam ich von einer Frage nicht mehr los. Ganz deutlich wurde sie mir in den Tagen nach der Beerdigung meines Vaters, nachdem ich, der ich so viel über Mechanismen der Herrschaft geschrieben habe, kaum etwas zur sozialen Herrschaft zu sagen hatte. Und: warum habe ich, der ich dem Schamgefühl im Prozess der Emanzipation und Unterwerfung eine so große Bedeutung beigemessen habe, so gut wie gar nicht zur sozialen Scham geschrieben?“ (Eribon 2016: 19)

Er legt in seinem Buch immer wieder offen, wofür er sich geschämt hat, welche Zugehörigkeiten zu seinem bildungsfernen Elternhaus er abzustreifen versuchte, um in einer elitäreren Welt so wenig wie möglich aufzufallen. Er beschreibt, wie er sich für die Sprache der Eltern und seiner eigenen schämte und sie über ständige Anpassungsleistungen letztlich auch veränderte. Scham ist ein starkes Gefühl und nur scheinbar ein höchst persönliches. Es ist, so Siegfried Neckel (vgl. Neckel zit. nach Adamiak 1995) vielmehr ein subtiles Mittel um sicherzustellen, dass in einer Gesellschaft existierende soziale Hierarchien legitimiert, befestigt und reproduziert werden. Sieht sich ein Individuum der Aufmerksamkeit anderer ausgesetzt und von ihnen diskriminiert, weil es eine sachliche, personale, sittliche oder konventionelle Norm verletzt hat, erzeugt das Scham. Vorausgesetzt ist dabei, dass die Person die zugrundeliegende Norm kennt und um Konformität bemüht ist. (Vgl. Neckel zit. nach Adamiak 1995). Dieser Effekt tritt auch in politischen Gruppen, reflektieren Organisationen und Migrant_innenorganisationen ein. Der Mangel dem man erlebt, der jeweiligen Norm nicht zu entsprechen, führt oftmals dazu das Defizit der eigenen Persönlichkeit zuzuschreiben.

Scham ist damit soziale Angst und aus der sozialen Norm wird Selbstkontrolle (vgl. Adamiak 1995). Auch wenn die Haltung der eigenen Gruppe eine offene und emanzipatorische ist, passieren diese Fremd- und Selbstnormierungen. Ich erinnere an das Beispiel des Rollenspiels, wo das Verhalten der Gruppe gegenüber der „ausländischen Studentin“ dazu geführt hat, dass sie immer stiller geworden ist. Aber auch ich erinnere mich in meiner persönlichen Geschichte an diese Scham. Ich habe mit drei begonnen deutsch zu erlernen, in meiner Kindheit habe ich manche Begriffe nicht verstanden, ich erinnere mich an das Wort Brauchtum, das eine Klassenkameradin verwendet hat. Statt nachzufragen und mich zu „outen“, habe ich nur beschämt genickt, um es später im Lexikon nachzuschlagen. In solchen Situationen fühlt man sich unterlegen, beschämt und ungenügend. Umgekehrt ist mir in Laufe der Zeit aufgefallen, wie ich inneren Widerstand verspüre, wenn Menschen mit schlechten Deutschkenntnissen mir etwas erklären wollen. Wie ungeduldig ich werde, was ich ihnen zutraue ...

Überlegenheits- und Unterlegenheitsgefühle verweisen auf Strukturierungsmuster zur Reproduktion von Ungleichheit sowie Selbst- und Fremdwahrnehmung, auf Verinnerlichung der moralischen Standards der Gesellschaft, deren Opfer ein Individuum ist (Vgl. Neckel zit. Nach Adamiak 1995). Übertragen bedeutet es, dass die jeweilige Privilegierung oder Benachteiligung der Persönlichkeit zugeschrieben wird, sowohl von den anderen als auch von einer oder einem selbst. „Stärken“/Privilegien werden ebenso wie „Defizite/Schwächen“ stärker als Folge der jeweiligen Persönlichkeit oder des Charakters betrachtet und weniger als Folge der verschiedenen (Lebens-)Umstände und Situationen oder gar als Resultat gesellschaftlicher Verhältnisse.

Im Umkehrschluss, und damit bin ich wieder bei meiner zentralen These angelangt bedeutet dies für das eigene politische Handeln: Umso stärker die gesellschaftlichen Verhältnisse, Umstände und Situationen mit der Frage verbunden werden, was das mit einer oder einem selbst zu tun hat, wird es einfacher Ungleichheit auf allen Ebenen zu erkennen. Hier können wir ansetzen, um Privilegierung bzw. die darauf basierenden Positiv-Zuschreibungen genauso wie Negativ-Zuschreibungen zu hinterfragen und zu überwinden. Die eigenen Kränkungen und die Scham aus der Einsamkeit des Persönlichen zu befreien und sie mit gesellschaftlichen Verhältnisse, die sie ausgelöst haben zu verbinden, ist nicht nur von politischer Bedeutung. Es hat auch eine liebevolle Dimension im Umgang mit sich selbst, da es das Erlebte und die Kränkung die einer widerfährt anerkennt.

Es ist auch eine der Wirkmächtigsten emanzipativen Leistungen zur Überwindung von Ungleichheit, da es die Debatten nicht auf eine strukturelle Dimension reduziert. Vielmehr verknüpfen wir gesellschaftliche Ungleichheit, strukturelle, wie institutionalisierte und unterfüttern sie, mit Biografien, Erlebten, Schmerz, Kränkungen und damit mit dem Menschen selbst. Damit befreien wir uns von der theoretischen Abstraktion und begreifen, dass die Ungleichverteilung von Privilegien und Nicht-Teilhabemöglichkeiten an Gesellschaft und politischen Räumen direkte Auswirkungen auf Individuen hat. Ausgrenzung damit persönlich wird. Sich dessen immer wieder bewusst zu werden, ist nicht nur für uns selbst von Bedeutung, sondern für unsere tägliche Arbeit vor Ort unerlässlich. Denn auch in Räumen, wo Vielfalt geschätzt wird und man sich um ein egalitäres Miteinander bemüht, sind Privilegien nicht gleich verteilt und Entfaltungsmöglichkeiten nicht für alle gleich gegeben.

QUELLEN:

Eribon, Didier (2016): Rückkehr nach Reims. Suhrkamp Verlag Berlin 2016

Hall, Stuart (2004): Das Spektakel des >Anderen<. In: Koivisto, Juha/ Merkens, Andreas. Ideologie Identität Repräsentation. Ausgewählte Schriften 4. Hamburg: Argument.

Young, Marion (1996): Fünf Formen der Unterdrückung. In: Nagel-Docekal Herta/ Pauder-Studer Herlinde. Politische Theorie. Differenz und Lebensqualität. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

ONLINEQUELLEN:

Adamiak Jadwiga (1995): Rezension Sieghard Neckel: Status und Scham. Zur symbolischen Reproduktion sozialer Ungleichheit. In: Widerspruch Nr. 28 Public Relations (1995), S. 122-125.

Link: <http://www.widerspruch.com/artikel/28-08-05.pdf>

K. A. (k.J.): Teil 4: Wir sind doch alle gleich, hier hat keineR Privilegien! In: htu.info / Zeitung der Hochschüler_Innenschaft der TU Wien.

Link: <https://fsinf.at/teil-4-wir-sind-doch-alle-gleich-hier-hat-keiner-privilegien>

Über Entunterwerfung und Weltbilden. Gedanken zu Freiheit und Ermächtigung in der feministischen Bildungsarbeit

Barbara Grubner für *plurivers. Netzwerk feministische Bildung und Pluralität*

Zur Frage der Frauenbildung hat Gayatri Chakravorty Spivak einmal gesagt: „Bildung ist eine Veränderung dessen, was Menschen wollen. Das Ziel ist es, Frauen darauf vorzubereiten, Freiheit zu wollen, jenseits von Klasse und Geschlecht, jenseits von Nation und Krieg“

(Spivak 2015, zitiert nach einer Paraphrase von Grammel/Krondorfer 2015).¹

Aber um welche Freiheit könnte es im Zusammenhang mit Bildung gehen? Freiheit wovon? Freiheit wofür? Freiheit für wen? Ohne Zweifel ist der Begriff der Freiheit historisch und politisch belastet, werbestrategisch entleert und in seiner neoliberalen Fassung heute wohl eher als Unterwerfungsinstrument zu bezeichnen (vgl. Grubner, Henninger, Birkle 2016). Dennoch möchten wir Freiheit im Folgenden als zukunftsweisende feministische Perspektive aufgreifen und für die Bildungsarbeit mit/von/ für Migrantinnen fragen: Welcher feministische Freiheitsbegriff könnte einen Anstoß geben, neu über „Ermächtigung“ in der pädagogischen Praxis nachzudenken?

Migrationspädagoginnen, so unser Ausgangspunkt, sind an der konkreten Schnittstelle von Bildung, Migration, Macht und Politik tätig. Die meisten tun diese Arbeit im Hinblick auf *Bildung als verändernde Praxis* – und finden sich damit in einem

1 Im Original heißt es: „Education (...) is a change in how one wills. This is our long-term goal as concerns women, women given the preparation to will freedom, across class and gender, across nation and war“ (Spivak 2015).

höchst ambivalenten Spannungsfeld wieder: nämlich einerseits verändernde Praxis als widerständige Ermächtigung in die Arbeit fließen zu lassen und andererseits mit Vorgaben und Lehrplänen konfrontiert zu sein, die sich eher als unterwerfende Aktivierung für ein neoliberales Wirtschaftssystem, als *ermächtigendes Selbstmanagement* lesen lassen.

In diesem Sinn ruft auch der Bildungsbegriff seit langem scharfe Kritik hervor: in Frage steht, ob er jemals seinem emanzipatorischen Auftrag zu entsprechen vermochte oder ob ihm nicht vielmehr eine entscheidende Rolle bei der Aufrechterhaltung sozialer Ungleichheit zukam und weiterhin zukommt. Heute kann Bildung nicht zuletzt als Machttechnik für die *Bewirtschaftung* von Unterschieden gefasst werden – und damit gerade als das Gegenteil einer widerständigen Praxis zum Abbau hierarchischer Gesellschaftsverhältnisse.

Dennoch ist es zweifellos keine attraktive Alternative, den Bildungsbegriff gänzlich aufzugeben, wie manche Bildungswissenschaftler_innen daraus geschlossen haben (vgl. Maschelein/Rieken 2003).² Vielmehr lohnt es sich, Impulse aus der kritischen Bildungstheorie und -arbeit aufzugreifen, Impulse aus feministischen, postkolonialen, antirassistischen Kontexten, die Bildung als (stets ambivalente) Veränderung der Selbst- und Weltverhältnisse weiterzudenken suchen.

Wir möchten zwei Dimensionen einer so verstandenen pädagogischen Praxis herausgreifen und sie in Bezug auf *Freiheit* und *Ermächtigung* befragen. Diese zwei Dimensionen nennen wir *Bildung als Reflexionsprozess* zur Herrschaftskritik und *Bildung als freiheitsbezogenes Weltbild*.

Ermächtigung als reflexiver Bildungsprozess

Bildung als Reflexionsprozess kommt in der herrschaftskritischen pädagogischen Arbeit seit langem eine herausragende Bedeutung zu. Reflexive Bildungsprozesse können als Unterbrechungen von Handlungsabläufen verstanden werden, als eine Praxis des „Innehaltens“, die Raum dafür schafft, Implizites (oder zumindest einen Teil des impliziten Wissens) *explizit* zu machen – mit dem Ziel, Kategorien und Gewissheiten zu hinterfragen, die Herrschaftsverhältnisse aufrechterhalten.

Auf welche Weise könnte dieser Prozess aber Freiheit fördern oder gar zum Ausdruck bringen? Bevor auf diese Frage eine Antwort gefunden werden kann, ist es lohnend, sich von einer Freiheitsvorstellung zu befreien, die in Europa derzeit höchst populär ist. Nämlich die Rede von der „Freiheit der Frauen“, die in der öffentlichen Aufmerksamkeit sehr viel Stolz und sehr viel Sorge auf sich zieht, nachdem

2 Vgl. Jan Maschelein und Norbert Rieken 2003

seit 2015 eine große Zahl von Menschen auf der Flucht vor Krieg und Terror nach Europa kam. Der alljährlich vom Hamburger John Stuart Mill Institut erhobene „Freiheitsindex“ fördert für das Jahr 2016 diesbezüglich folgende Erkenntnis zutage: erstens, dass Menschen in Deutschland die Gleichberechtigung der Geschlechter für das wichtigste Kennzeichen des „westlichen Lebensstils“ halten, und zweitens, dass diese Besonderheit, dieses Alleinstellungsmerkmal der weiblichen Freiheit, heute vor allem von kulturell Anderen (lies: muslimischen Personen) gefährdet wird (vgl. Philosophie Magazin 2017: 13).

An einem solchen Freiheitsbegriff lässt sich nicht ansetzen. Wie Feministinnen herausgearbeitet haben, wird hier ein Bedrohungsszenario der ‚weißen Frau‘ in Szene gesetzt, das Sexismus und Rassismus auf neue Weise miteinander verschränkt (vgl. Dietze 2016, Pichler 2016, Völker 2016). Es ist daher mehr denn je notwendig, solche Begriffe zu hinterfragen und zu bestreiten und ihnen gänzlich andere Bedeutungen entgegenzusetzen: von *Freiheit*, von *Geschlecht* und von *Kultur*.

Was die letzten beiden Begriffe betrifft (Geschlecht und Kultur), so werden sie in der feministischen Migrationspädagogik seit langem kritisch durchleuchtet. Geschlecht wird hier aus einer intersektionalen Perspektive in Bezug auf die unterschiedliche Positioniertheit von Frauen reflektiert, auf die Privilegien bestimmter Nationalitäten, des Weißseins und des Bildungshintergrundes, sowie auf die Konstruktion der „Migrationsanderen“. Eine aktuelle Studie des Linzer Migrantinnenvereins *Maiz* hebt diesbezüglich die in Bildungskontexten oft unterschwellige Wir-Sie Konstruktion hervor: die Unterscheidung zwischen vermeintlich wissenden und weniger wissenden, zwischen vermeintlich ‚sprachlosen‘ und ‚sprachmächtigen‘ oder zwischen emanzipierten und zu ermächtigenden Frauen. Die Vermittlung der hegemonialen Sprache wird dabei zu einer besonders ambivalenten Form der Ermächtigung, berücksichtigt man die Ausblendung von Mehrsprachigkeit als Bildungsziel für alle (vgl. Salgado 2014; Mujić 2015).

In Bezug auf Kultur hält sich in der politischen Debatte hartnäckig die Vorstellung, Kulturen wären homogene, unveränderliche, Verhalten determinierende Gebilde, die sich entlang von ‚Fortschritt‘ und ‚Modernität‘ anordnen ließen. Hier lässt sich an all jene kritischen Denkhorizonte anschließen, die schon seit langem zeigen, dass Kulturen offen, wandelbar und intern differenziert zu fassen sind. Was aber bedeutet das für die pädagogische Praxis? Ein wichtiger Punkt, so denken wir, liegt darin, dass Kulturen weder „ethnisiert“ gefasst werden können, noch identisch mit Sprach- oder Landesgrenzen zu verstehen sind. Das Kulturelle, so wie wir es verstehen, verweist vielmehr auf implizite und explizite Wissens-, Wahrnehmungs- und Ordnungsmuster, mit denen sich Menschen ihre Wirklichkeit bedeutungsvoll erschaffen und ist damit keineswegs mit der nationalen Herkunft identisch.

Die herrschaftskritische Reflexion von Geschlecht und Kultur kann unterschiedliche Ausrichtungen haben. Einerseits ist es heute enorm wichtig, diese Begriffe

nicht nur als normative Identitäten, als Zuschreibungen und Stereotypisierungen zu kritisieren, sondern immer auch als soziale Organisationsprinzipien der Verteilung von Arbeit, Ressourcen und Leistungen. Geschlecht und Kultur spielen heute eine zentrale Rolle bei der Organisation gesellschaftlicher Produktion und Reproduktion, bei der Verteilung von bezahlter und unbezahlter Arbeit – und diese Rolle spielen sie auch ganz unabhängig vom Aufbrechen normativer Zwänge und dem Flexiblerwerden überkommener Identitäten aufs Vortrefflichste (vgl. Soiland 2009).

Andererseits ist die herrschaftskritische Reflexion immer eine Praxis, die alle Teilnehmenden je nach ihrer Positionierung und ihrer Erfahrung anspricht und ansprechen muss. Für Spivak geht es bei solchen Reflexionsprozessen daher immer auch um ein „Training in epistemologischer Performanz“. Was sie damit meint ist, wie sie schreibt, die „Ausbildung darin, sich selbst anders zu konstruieren“. Hier kommt eine Idee von Freiheit zum Ausdruck, die sich von der des Freiheitsindex deutlich unterscheidet: nämlich Freiheit als eine Praxis, die auf „Entunterwerfung“ gerichtet ist. Eine solche Idee von Freiheit hat Michel Foucault in seinem Spätwerk angedeutet (z.B. Foucault 1985). Freiheit ist dabei ein Handeln im Hier und Jetzt, eine Übung darin, „nicht dermaßen regiert zu werden“. Sie setzt an der „Sorge um sich“ an und bezeichnet eine Selbsttechnologie, die auf eine Veränderung des Eigenen und der Beziehung zu Anderen zielt (vgl. Bergold-Caldwell 2016).

So verstanden ginge es bei „Ermächtigung“ nicht um die Ausbildung von „interkultureller Kompetenz“ oder „Genderkompetenz“, sondern um eine (wechselseitige) Dezentrierung des je eigenen Deutungshorizonts. Solche Bildungsprozesse sind selbstverständlich nicht machtsymmetrisch – und doch ginge es darum, eine Bewegung der Distanzierung von Selbstverständlichem zu erproben. Oder im besten Fall: die Unzulänglichkeit von sozialen Kategorisierungen, die Eingebundenheit aller Beteiligten in Wissens- und Sinnhorizonte fassbar und gesellschaftliche Dominanzverhältnisse sichtbar zu machen. Solche Auseinandersetzungen, so die Hoffnung, können dazu beitragen, neue Handlungsperspektiven zu eröffnen und die machtkritische kommunikative Anschlussfähigkeit aller Beteiligten zu erhöhen.

Deutlich ist aber auch, dass der reflexive Bildungsprozess einen grundlegenden Widerspruch nicht auflösen kann, der in den letzten Jahren zurecht sehr stark diskutiert und problematisiert wurde. Er besteht darin, dass jeder Akt des Benennens zugleich auch eine Verfestigung oder Neuinszenierung jener Ordnung darstellt, die kritisiert werden soll. Die Reflexion beteiligt sich damit, in andere Worten, beständig an der Wir-Sie-Unterscheidung, die sie eigentlich bestreiten will. Die Frage ist daher: gibt es noch weitere Möglichkeiten, Veränderung anzustoßen? Wie können neue Bedeutungen und Werte ins Leben gerufen werden, die den Status Quo tatsächlich verschieben? Mit unserem zweiten Punkt möchten wir genau darüber nachdenken.

Ermächtigung als freiheitsbezogenes Weltbild

Wenn wir im Folgenden noch aus einer anderen Perspektive über Freiheit nachdenken, dann betrachten wir Kurs- und Bildungsräume hier vorrangig als *kollektive Handlungsräume*. Als Orte, an denen Menschen (hier: Frauen*) zusammenkommen und im ganz wörtlichen Sinn Wirklichkeit gestalten.

Dieser kollektive Charakter birgt, so denken wir, das Potenzial zur Entstehung von etwas Neuem. Und dieses Neue liegt oder wird hervorgebracht durch den *Zwischen-Raum* zwischen denen, die eine Sache zu ihrer gemeinsamen Angelegenheit machen und damit einen politischen Raum ins Leben rufen.

Hannah Arendt hat mit dieser Formulierung ihr ganz eigenes Verständnis von „Freiheit“ eingefangen, die für sie den Sinn jeglicher politischer Tätigkeit ausmacht (z.B. 2002; 2012a+b). Überall dort, wo Menschen zusammenkommen und miteinander sprechen, kann politisches Handeln entstehen. Und politisches Handeln ist für Arendt eine *welt-bildende Praxis der Freiheit*. Anders als bei Foucault ist Freiheit-als-Handeln hier nicht auf das Selbst gerichtet, nicht auf die Entwindung aus Unterwerfung, sondern auf die Erschaffung von etwas, das zuvor nicht existierte, auf die Möglichkeit, einen Neuanfang zu setzen.

Es mag sein, dass diese Freiheit angesichts der Allgegenwart von Unrecht, Gewalt, Verletzung und Unterdrückung unergiebig oder zahnlos erscheint. Und doch verweist sie auf eine große Kraft des Feminismus (wie aller politischen Bewegungen): nämlich durch neue Bezüge zueinander, dadurch, dass wir einer Sache politische Bedeutung verleihen, „eine neue Reihe zu beginnen“ (vgl. Zerilli 2010).

Diese Freiheit, diese „Ermächtigung“ geht über Reflexion und Verstehen hinaus – so sehr Erkennen und Durchschauen wesentliche Aspekte davon sein können. Es geht dabei keinesfalls darum, ein machtfreies Miteinander zu behaupten oder Unterschiede im Gestaltungsspielraum zu negieren. Wenn Menschen sich zu einer Gruppe der Vielen zusammenschließen, so Arendt, ist immer Macht im Spiel und es steht außer Frage, dass Menschen ganz unterschiedliche Voraussetzungen mitbringen. Dennoch behauptet Arendt, dass Freiheit in solchen Zusammenkünften denk- und lebbar ist. Arendt nennt sie „nicht-souveräne Freiheit“ und grenzt sie damit scharf von allen Freiheitsbegriffen ab, die auf Unabhängigkeit, Willens- und Entscheidungsfreiheit zielen. Diese nicht-souveräne Freiheit, diese Form der ‚Ermächtigung‘, dieser Neuanfang ist es, den wir für Bildungsräume abwägen möchten. Arendt nennt diese Form der Freiheit „Weltbildern“.

Wie lässt sich Veränderung durch Weltbildern vorstellen? Feministinnen kommen vielleicht als erstes jene spontanen und informellen Zusammenkünfte ins Gedächtnis, die Frauen zu Beginn der zweiten Frauenbewegung neu für sich geschaffen haben, in denen sie an Straßenecken, in Cafés, Wohnzimmern und Kartoffelkellern begannen, neu miteinander zu sprechen und zu handeln.

In feministischen migrationspädagogischen Kontexten ist die Ausgangslage zweifellos eine andere: Frauen, die hier zusammenkommen, können durch unterschiedliche Motive, Wünsche, Begehren oder Notwendigkeiten hergeführt worden sein und sich für einen Deutschkurs, eine Beratung usw. angemeldet haben. Auch die Motive der Lehrenden können nicht vorausgesetzt werden und anders als in den Erdäpfelkellern ist ihre Tätigkeit eine Form der Lohnarbeit.

Arendt behauptet allerdings, dass Freiheit des Sprechens und Handelns letztlich nicht davon abhängt, welche konkreten Interessen die Menschen zuallererst zusammengeführt haben. Vielmehr hängt sie davon ab, ob in ihrem Zwischenraum etwas Neues zum Vorschein kommt. Und das wiederum (die Frage, ob etwas Neues entsteht) hängt ganz wesentlich davon ab, wie die Pluralität der Menschen – ihre Einzigartigkeit und Verschiedenheit – zum Ausdruck gebracht wird und *ob gerade die Tatsache ihrer Pluralität einen Neuanfang anstoßen kann*.

Mit Pluralität ist dabei nicht jener bunte Pluralismus gemeint, den sich spätkapitalistische Gesellschaften so gerne auf ihre demokratischen Fahnen von Toleranz und Diversity schreiben. Gemeint ist die Positioniertheit, das unterschiedliche Eingeschriebensein in die Welt. Gemeint ist letztlich die Frage, wie Pluralität politisch bedeutsam werden kann.

Das ist die Frage, die auch das italienische Frauenkollektiv *Libreria delle donne di Milano* beschäftigte. Sie dachten darüber nach, wie es möglich sein könnte, den patriarchalen Gesellschaftsvertrag zu zerreißen, wie etwas Neues, nämlich eine feministische Zukunft in Gang gesetzt werden könnte. Mitte der 1970er Jahre kamen sie dabei zu folgendem Befund: Das größte Hindernis, um die etablierte Ordnung zu überschreiten, liegt im *ungelösten Problem der Pluralität*. Um zu verdeutlichen, wie sie mit der Frage von Pluralität und Freiheit umgingen und welche Schlüsse sie daraus zogen, ist eine Geschichte aufschlussreich, die sie in ihrem Buch „Wie weibliche Freiheit entsteht“ (1988) erzählen:

Als sie im Jahr 1975 in Mailand den ersten Frauenbuchladen Italiens eröffneten, wollten sie das Problem der Pluralität auf ganz neue Weise in Angriff nehmen: sie wollten eine Politik des Tuns, des Handelns einläuten: An diesem öffentlich zugänglichen Ort, dem Frauenbuchladen, sollten sich Frauen treffen, die nicht schon vorher Freundinnen waren oder über eine allgemeine politische Parole mobilisiert worden waren. Pluralität, also Differenzen und Unterschiedlichkeiten zwischen Frauen, sollte hier einen starken Ausdruck finden. Aber dieses Projekt, so die Mailänderinnen im Rückblick, scheiterte. Denn es kam den Unterschieden zwischen Frauen hier auch keine größere oder politisch signifikantere Rolle zu als in den früheren Selbsterfahrungsgruppen (der Politik des Sprechens, der Reflexion).

Etwas Neues, ein einschneidender Wendepunkt eröffnete sich aber einige Jahre später, als sie an einem Katalog arbeiteten, den sie 1982 unter dem Titel „Unser aller Mütter“ veröffentlichten. Es ging in diesem Projekt erstmals um Literatur oder genauer, um Schriftstellerinnen, die „irgendwie weiterhelfen“ sollten. Als sie begannen, über ihre Lieblingsautorinnen zu diskutieren, passierte etwas, das sie bis dahin nicht kannten: sie verstrickten sich sehr schnell in leidenschaftliche Auseinandersetzungen, die im Gegensatz zu ihren politischen Diskussionen von unerwarteter, bisweilen unversöhnlicher, Heftigkeit waren. Als die Debatte an Hitzigkeit nicht mehr zu überbieten war, brach eine der Diskutantinnen ihre emotionale Argumentation ab und stellte nüchtern fest: „Die Mütter sind nicht die Schriftstellerinnen, die Mütter sind in Wirklichkeit hier unter uns, wir sind nämlich nicht alle gleich“. Diese „simple Wahrheit“, so schreiben die Mailänderinnen im Rückblick, sei für alle „wahrhaft schrecklich“ gewesen. Die Anwesenden fühlten sich aufgerüttelt und mit einer unhintergehbaren Tatsache konfrontiert. Aber auf das Entsetzen folgte sehr bald etwas anderes: nämlich das Gefühl, etwas freier zu sein.

Warum sollte diese Behauptung aber ein Freiheitsgefühl auslösen? Aus der Sicht der Mailänderinnen hatte das damit zu tun, dass die Beschäftigung mit Literatur eine neue Art von Unterschieden zum Vorschein brachte, und zwar Unterschiede, die sich nicht auf soziale Unterschiede (Klasse, *race*, Sexualität, etc.) und auch nicht auf unterschiedliche Fähigkeiten oder Talente zurückführen ließen: sondern es waren *Unterschiede in den Geschmäckern, Unterschiede in den Vorlieben und Abneigungen* jeder Einzelnen.

Was sie erkannten, war, dass die Differenzen zwischen Frauen politisch bedeutungslos bleiben, solange sie nicht *öffentlich* werden, das heißt, solange andere Frauen die Besonderheit, das Begehren, das Wünschen und Handeln von Frauen nicht aufgreifen und sich dazu in Beziehung setzen. Oder in anderen Worten: solange Frauen einander nicht beurteilen. Sie haben aus dieser Erkenntnis eine feministische Praxis der Freiheit entwickelt, in der die Urteilskraft, nämlich gerade die Unterschiedlichkeit und Leidenschaftlichkeit in der Beurteilung von Dingen und Ereignissen von Frauen im Zentrum stand.

In dieser neuen Praxis haben die Mailänderinnen „Freiheit“ sozusagen einfach behauptet, einfach gesetzt – und zwar als *Freiheit-in-Pluralität*. Sie gingen davon aus, dass es für die Veränderung der herrschenden Ordnung notwendig ist, die Meinung, das Urteil, das Wollen, Denken und Begehren anderer Frauen ernst zu nehmen – und mehr noch, dieses als Maßstab für das eigene Handeln zu nehmen. Nicht, weil Frauen „typisch weibliche“ oder gar bessere, gerechtere Maßstäbe parat hätten, sondern vielmehr: weil die gegenseitige Beurteilung die Suche nach ganz neuen Maßstäben und Urteilskriterien in Gang setzt. In der etablierten Ordnung, so waren sie überzeugt, werden sie kaum Kriterien oder Maßstäbe finden, die geeignet wären, das Freiheitsbegehren von Frauen zu bewerten oder gar zu unterstützen.

„Weltbilden“ meint letztlich genau das: es bedeutet, einen Raum zu schaffen, der sich nicht an bereits gegebenen Maßstäben orientiert, sondern der eine „nicht-regelgeleitete Urteilskraft“ ausbildet. Daher könnte man sagen: die vielleicht wichtigste und alles entscheidende Freiheitspraktik liegt in unserer Fähigkeit, solche Urteile zu fällen: nämlich Urteile, in denen das Besondere *als Besonderes* bewertet wird.

Es war Linda Zerilli, die in jüngster Zeit auf diese Parallele der Freiheitspraxis des Mailänder Frauenkollektivs mit dem Denken Hannah Arendts aufmerksam gemacht hat (Zerilli 2010). Wenn die Urteilskraft für Zerilli das zentrale Moment eines freiheitsbezogenen Feminismus ausmacht, so betont sie dabei: Diese Form der Urteilskraft erfordert mehr als gute und vernünftige Argumente, sie erfordert vor allem *Einbildungskraft*. Und sie erinnert daran, dass Arendt politische Urteile mit *ästhetischen Urteilen* verglichen hat – was ihr von feministischer Seite auch scharfe Kritik eingetragen hat.

Vielleicht ist es aber kein Zufall, dass Gayatri Spivak in ihrer pädagogischen Arbeit sehr stark auf eine Methode, auf eine Praxis setzt, die sie „das Literarische“ nennt. Dabei meint sie nicht einfach Literatur, sondern: „Das Literarische handelt vom nicht Zweck-gerichteten Lesen und Sinn-Finden; es handelt davon, sich in das hineinzu-begeben, was andere Schreibende oder Sprechende sagen. Dabei geht es nicht darum den Text dem anzugleichen, was man selber denkt, sondern darum, wie erfasst werden kann, was die anderen denken“ (Spivak 2015, nach Grammel/Kron-dorfer 2015).³

Dieses nicht-instrumentelle Lesen, Schreiben und Sprechen in einem Bildungsraum kann, so glauben wir, Teil eines Prozesses sein, der *weltbildend* genannt werden kann. Nicht weil schon vorher bekannt wäre, was genau das Neue wäre und welchem (politischen) Zweck es dient, sondern weil es eine Form der Weiteröffnung ist, und weil es die ganz konkreten Verortungen der anderen sind, die es uns ermöglichen, uns Pluralität und damit die Welt zu erschließen.

Spivak möchte mit ihrer Arbeit zu einer Ethik anstiften, die auf andere, auf die Sorge um andere, gerichtet ist. Das tut sie einerseits, indem sie sich selbst immer auch als Lernende sieht und andererseits, indem sie bei den Erzählungen, dem ‚Subjektiven‘, dem „Literarischen“ (von Frauen) ansetzt. Die politische Überzeugung der Italienerinnen führt – obwohl so oft geschmäht und des Essentialismus verdächtig – zu einem sehr ähnlichen Ergebnis: sie verbleiben nicht bei Verletzung, Unrecht und der Forderung nach Wiedergutmachung, sondern begeben sich in die Leidenschaften, die Alltäglichkeiten, die Einschätzungen und Projekte von Frauen, denen

3 Im Original heißt es: „What we define as the literary is that of which the reading, making sense, is for its own sake, necessarily requiring that you suspend yourself in what the writer or the speaker says, rather than using it for self-interest“ (Spivak 2015)

sie *in ihrer Freiheit* Autorität verleihen. Und diese Bewegung ist ohne Zweifel eine Provokation (und ein Exzess) für den patriarchalen, neokolonialen Status Quo. Es ist eine Form der Ermächtigung, die vielleicht am schönsten Maria Galindo (2005) vom bolivianischen Kollektiv *Mujeres Creando* zum Ausdruck gebracht hat:

„Innerhalb dieses Systems können Dein Geschlecht, Deine Hautfarbe, Dein Alter, Deine soziale Klasse, Deine Ursprungskultur, Deine Sexualität ge- und verkauft werden. (...) Aber es gibt etwas von besonderem Interesse für das globalisierte Patriarchat, und das sind die Räume der Affekte, der Identität und der Kreativität, jene Räume, von denen aus wir unsere symbolischen Ausdrucksweisen, unsere politischen Identitäten und unser soziales Bewusstsein schaffen. Es sind diese Räume, die ihren Interessen gefährlich werden können“.

VERWENDETE LITERATUR

- Arendt, Hannah. 2002 [1967]. *Vita Activa oder vom tätigen Leben*. München.
- Arendt, Hannah. 2012a [1968]. *Freiheit und Politik*. In: dies., *Zwischen Vergangenheit und Zukunft. Übungen im politischen Denken I*. München/Zürich, S.201-226.
- Arendt, Hannah. 2012b [1968]. *Wahrheit und Politik*. In: dies., *Zwischen Vergangenheit und Zukunft. Übungen im politischen Denken I*. München/Zürich, S.327-370.
- Bergold-Caldwell, Denise. 2016. *Schwarzer und Postkolonialer Feminismus – oder vom Gebrauch der Freiheit als Entunterwerfung*. In: Barbara Grubner/ Carmen Birkle/ Annette Henninger (Hg.). *Feminismus und Freiheit. Geschlechterkritische Neuaneignungen eines umkämpften Begriffs*, S. 263-283. Sulzbach (Taunus).
- Dietze, Gabriele. 2016. *Das ‚Ereignis Köln‘*. In: *Femina Politica* 1. S. 93-102.
- Galindo, Maria. 2005. *Öffentlichkeiten der Mujeres Creando. Wir besetzen das Fernsehen genauso wie die Straße*. In: Raunig, Gerald/Wuggenig, Ulf (Hg.). *Publicum. Theorien der Öffentlichkeit*. Wien. S. 204-211.
- Grammel, Hilde und Birge Krondorfer. 2015. *Bildung zwischen den Welten. Gedanken von G.C. Spivak zur globalen Situation von Frauenbildung*. In: *aep informationen. Feministische Zeitschrift für Politik und Gesellschaft* 42 (3): 4-8.

- Grubner, Barbara, Annette Henninger und Carmen Birkle. 2016. Freiheit, Zur Problematik eines großen Begriffs und der Notwendigkeit, ihn (gerade jetzt) nicht aufzugeben. In: Barbara Grubner, Carmen Birkle und Annette Henninger (Hg.). Feminismus und Freiheit. Geschlechterkritische Neuaneignungen eines umkämpften Begriffs, S.7-48. Sulzbach/Taunus.
- Foucault, Michel. 1985. Freiheit und Selbstsorge. Interview 1984 und Vorlesung 1982. Frankfurt/Main.
- Libreria delle donne di Milano. 2001 [1988]. Wie weibliche Freiheit entsteht. Eine neue politische Praxis. Berlin.
- Maschelein, Jan und Norbert Rieken. 2003. Do We (Still) Need The Concept of Bildung? In: Educational Philosophy and Theory, 35(2): 139-154.
- Mujić, Selma. 2015. Emanzipatorischer Anspruch in der Bildungsarbeit mit Migrantinnen. In: aep informationen. Feministische Zeitschrift für Politik und Gesellschaft 42 (3): 31-32.
- Pichler, Heidi. 2016. Kein Rassismus im Namen des Feminismus. Existieren Alltagssexismus und Gewalt gegen Frauen im öffentlichen Raum erst nach ‚Köln 2016‘? In: Stimme. S. 26-27.
- Philosophie Magazin. Die Familie: Zuflucht oder Zumutung? 01/2017
- Salgado, Rubia. 2014. Deutsch als Zweitsprache in der Erwachsenenbildung: Ansprüche und Widersprüche. In: Maiz (Hg.): Deutsch als Zweitsprache. Ergebnisse und Perspektiven eines partizipativen Forschungsprozesses. Linz.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (2015). Can There Be a Feminist World? (Lightly edited text of a lecture delivered on Nov, 16th 2013 at the Columbia University Global Center in Amman, Jordan). <http://www.publicbooks.org/can-there-be-a-feminist-world/> [letzter Zugriff: 9.5.2017]
- Soiland, Tove. 2009. Gender als Selbstmanagement. Zur Reprivatisierung des Geschlechts in der gegenwärtigen Gleichstellungspolitik. In: Andresen, Sünne, Mechthild Koreuber, Dorothea Lüdke (Hg.): Gender und Diversity. Albtraum oder Traumpaar. Interdisziplinärer Dialog zur ‚Modernisierung‘ von Geschlechter- und Gleichstellungspolitik, S. 35-51. Wiesbaden.
- Völker, Susanne. 2016. Geht es um Schutz? Verletzende Dynamiken: Sexualisierte Gewalt und rassistische Instrumentalisierungen. In: blog feministische studien (21.1.2016). <http://blog.feministische-studien.de/2016/01/geht-es-um-schutz-verletzende-dynamiken-sexualisierte-gewalt-und-rassistische-instrumentalisierungen/> [letzter Zugriff: 9.5.2017]
- Zerilli, Linda M.G. 2010. Feminismus und der Abgrund der Freiheit. Wien/Berlin.

Kurzbios der Vortragenden

Barbara Grubner, ist Kultur- und Sozialanthropologin und Lehrbeauftragte feministischer Theorie und Gender Studies. Von 2012-2017 war sie wissenschaftliche Geschäftsführerin des Zentrums für Gender Studies und feministische Zukunftsforschung der Universität Marburg (Hessen). Seit November 2017 ist sie dort wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt „Ethnisierung von Sexismus. Figurationen des Anti-Feminismus nach Köln“ Sie ist Mitbegründerin des Vereins plurivers. Netzwerk feministische Bildung und Pluralität.

Ivana Pilić, arbeitet seit 2010 im KunstSozialRaum Brunnenpassage, den sie zuletzt ebenfalls geleitet hat (derzeit in Bildungskarenz). Neben ihren kuratorischen Aktivitäten konzentriert sie sich auf die Entwicklung neuer partizipativer Kunstkonzepte und -formate. Sie interessiert sich für die Schnittstelle zwischen zeitgenössischer Kunst und politischer Partizipation sowie für den Einsatz von Kunst als Tool für gesellschaftlichen Wandel. Sie ist Co-Autorin des Buches „Kunstpraxis in der Migrationsgesellschaft“. Seit 2016 ist sie als Entsandte für Österreich vom BKA für die Arbeitsgruppe der Europäischen Kommission „Interkultureller Dialog im Kontext der Migrations- und Flüchtlingskrise“ nominiert. Seit 2016 im Vorstand des Kunst- und Kulturfestivals WIENWOCHE.

Leah Carola Czollek, Leitung des Instituts Institut Social Justice und Diversity: www.social-justice.eu Mediation, Supervision: www.czollek-consult.de

LEFÖ Wien

